

Arthur Engelbert

HELP!

Arthur Engelbert

HELP!

Gegenseitig behindern oder helfen

Eine politische Skizze zur Wahrnehmung heute

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2012

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlaggestaltung & Satz: Ulrike Riemann

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-5017-6

www.koenigshausen-neumann.de

www.buchhandel.de

www.buchkatalog.de

Mein Dank gilt der Fachhochschule Potsdam
und ganz besonders Francesca La Nasa.

INHALTSVERZEICHNIS

1	Einführung	7
1.1	Anpassung und Widerstand	7
1.2	Das Individuum und die Gruppe	11
1.3	Anpassung durch Kooperation	14
1.4	Notwendige Kooperation und die Offenheit der Hilfe	17
1.5	Das Programm gegenseitiger Unterstützung	19
2	Meme, Gene und Codes	24
2.1	Gene helfen, sind aber egoistisch	24
2.2	Die Macht der Meme	27
2.3	Transhumane Codes	30
3	Programmierung und Spielraum	34
3.1	Verbundenheit – ein mehrdeutiger Begriff	36
3.2	Der himmlische und der irdische Code	37
3.3	Visionäre Kommunikation	39
3.4	Instruktionen und gemeinsames Denken	47
4	Das Man und das Selbst	58
4.1	Die Diktatur des Man	60
4.2	Anpassung und technischer Mitvollzug	62
4.3	Wettkampf mit sich selbst und anderen	68
4.4	Selbstbilder	72
4.5	Mitsein und Vernetzung	74
5	Gruppen und Beziehungen	78
5.1	Multituden	80
5.2	Freundschaft	82
5.3	Realitätsfenster	89
5.4	Rekonstruktion von Handlungsverkettungen	97
5.5	Wahrnehmungsfelder	109
6	Planung und Hilfe	115
6.1	Die geregelte Vision	116
6.2	Nichtnotwendige und notwendige Existenz	117
6.3	Austauschbarkeit von Gegensätzen	120
6.4	Der Ausstieg und das Exil	124
6.5	Privat und öffentlich	129
6.6	Mikro- und Makroexistenz	131
6.7	Der Ekel als Kategorie der Wahrnehmung	134

7	Meditation und Gesellschaft	141
7.1	Kontemplation und Anschauungsraum	148
7.2	Geh-Meditation	151
7.3	Sprachnot als Chance	161
7.4	Kontemplative Kooperation	167
7.5	Meditation und Dienen	171
8	Kunst und Gegenseitige Hilfe	175
8.1	Weggehen und Abwendung	175
8.2	Risse in der Wahrnehmung	179
8.2.1	Der Riss in der Romantik	182
8.2.2	Der Riss in der Moderne	184
8.3	Die mithelfende Differenz	190
8.4	Lebendigkeit: Prozess und Prozessor	195
9	Selbsthilfe	205
9.1	Vorbilder für Kleingruppen	205
9.2	Künstlerische Selbsthilfe: Artist-run spaces	209
9.3	Künstlerische Selbsthilfe: Korrespondenzsysteme	217
9.4	Selbstlose Selbsthilfe	219
9.5	Selbstlosigkeit und Weltoffenheit	220
9.6	Die offene Struktur des Selbst	229
9.7	Selbsthervorbringung – das Schiller'sche Programm heute	234
9.8	Herausforderung und Überforderung	237
10	Bewusstseinszustände	
10.1	Ambulatorium	242
10.2	Ein a-topischer Gegenstand der Hilfe	242
10.3	Bewusstseinszustände der Wahrnehmung	245
10.4	Armaturn und Wahrnehmung	250
10.5	Schizophrene Wirklichkeit	258
10.6	Das Bewusstsein in Aktion: Beuys's „Odyßeus“	265
		275
11	Zusammenfassung	
11.1	Macht ist am Ende Hilfe	283
11.2	Das Politische der Hilfe	283
11.3	Das Politische der Wahrnehmung	285
		290
	Abbildungsverzeichnis	300
	Literaturverzeichnis	301



Abb. 1, Arbeit zu Kropotkin, Detail, Museum Macura, Novi Banovci bei Belgrad, Serbien, 2010.

*„In der Quantenwelt ist ein Teilchen nicht darauf festgelegt,
in einer bestimmten Zeit genau einen Weg einzuschlagen;
es vermag alle möglichen Wege auf einmal einzunehmen.“¹*

I EINFÜHRUNG

1.1 Anpassung und Widerstand

Die erste Fassung dieses Buches trug nur den Titel „Gegenseitige Hilfe“ und entstand innerhalb von zwei Monaten.² Sie ging im Wesentlichen davon aus, dass Formen der Selbsthilfe in ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppierungen ein attraktiver Ansatz sind, um eingefahrene Lebens- und Denkmuster aufzubrechen, vorausgesetzt der jeweilige Ideenraum wird gemeinsam festgelegt und die anstehenden Prozesse der Entscheidungsfindung werden auch gemeinsam vollzogen. Nichts schien dagegen zu sprechen, eine konstruktive Sicht auf diese Thematik zu werfen, um die Vorteile gegenseitiger Hilfe bzw. Kooperation gegenüber der Durchsetzung von Einzelinteressen exemplarisch herauszuarbeiten und abzugrenzen. Die Einschränkung, sich auf ein selbstbestimmtes Miteinander in einer Gruppe einzulassen, ist ein Weg, die eigene Praxis der Lebensführung zu überdenken, daraus Schlüsse abzuleiten und sich mit anderen, die sich in vergleichbaren Situationen befinden, auszutauschen. Es ist auch ein anderer Weg als der Mainstream der Kooperation, die alles zulässt und nichts wirklich anstrebt. Aber gegenseitige Hilfe ist auch missverständlich, weil damit tradierte Bedeutungen von Selbstlosigkeit impliziert sind. Das ist jedoch nicht

¹ VEDRAL, Vlatko: Leben in der Quantenwelt, in: Spektrum der Wissenschaft, 9/11, S.37.

² ENGELBERT, Arthur: Gegenseitige Hilfe. Eine Vision mit Anleitungen für Kleingruppen, Marburg: Tectum Verlag 2010.

intendiert, weil keine „einseitige“ Hilfestellung gemeint ist, sondern hier „gegenseitige“ Einflussnahme und wechselseitige Nah- sowie Fernwirkung angesprochen werden. Aus diesem Grund schärfe ich in der vorliegenden thematischen Neufassung das begriffliche Verständnis von „gegenseitiger“ Hilfe gegenüber „unselbstständiger“ Kooperation. Weiterhin grenze ich gegenseitige Hilfe auf Selbsthilfegruppen ein und eben darum kritisiere ich gegenwärtige Strategien der Selbstanpassung, die bis zur Selbstverleugnung reichen. Für eine kritische Abgrenzung von Kooperation und Hilfe spricht die Beobachtung, dass Kooperation zwar Beziehungen zwischen Personen herstellt, aber aufgrund wechselnder Allianzen an der Oberfläche bleibt, d.h. eher zur Bindungslosigkeit beiträgt. Wechselnde Allianzen stärken also nicht unbedingt die Beziehungen zwischen Personen, sondern dienen ökonomischer und sozialer Flexibilität. Ein ständig zunehmender Kooperationsdruck treibt den Einzelnen dazu, eine variable Politik seiner zunehmend entfremdeten Bindungen einzugehen.

Die grundsätzliche Frage des ersten Entwurfs aber bleibt, wie eine gemeinsame Abstimmung zustande kommt. Herauszufinden ist, ob es dazu übergeordneter Ideen bedarf. Anhand künstlerischer Produktionsgemeinschaften lässt sich exemplarisch demonstrieren, dass Kooperationen allein auf wirtschaftlicher Basis ohne Konzept zu einseitig sind.

Gegenseitige Hilfe geht über die Steuerungslogik aktueller wirtschaftlicher Modelle hinaus. Damit wird dem herrschenden Funktionsmechanismus von Gemeinschaften eine Absage erteilt. Will man das Experiment der Selbstfindung gegenüber dem allgemeinen Kurs der Anpassung betonen, kommt man nicht umhin, gegenseitige Hilfe von dem Mechanismus der gängigen Steuerungslogik abzugrenzen. Diese Steuerungslogik funktioniert in gesellschaftlichen Systemen deshalb so gut, weil dafür effiziente Methoden entwickelt wurden. So lassen sich z.B. Zielsetzungen für Gemeinschaften festlegen, die innerhalb eines bestimmten Zeitraumes abgearbeitet werden und die damit nachprüfbar sind. Durch solche Organisationsprinzipien lässt sich zwar das Zusammenleben von Gemeinschaften ökonomisch, ethisch oder ästhetisch regeln, jedoch gehen dabei eigenständige Lebenslinien ebenso unter wie kulturelle Differenzierungen, aus denen Impulse für andere Organisationsinhalte hervorgehen könnten. Bevor man eine kritische Distanz gegenüber den herrschenden Mechanismen überhaupt entwickeln kann, muss man klar erkennen: Die herrschenden Formen der Selbstanpassung durch gleichförmige Selbstbilder funktionieren bestens. Denn sie werden von konsensbildenden Vorstellungen getragen. Sie sind flexibel genug, um den Anpassungsdruck so zu verteilen, dass jeder glaubt, auf seine Weise freiwillig Folge zu leisten. Demgegenüber setzt gegenseitige Hilfe auf Selbstbestimmung, die in einem überschaubaren Umfeld mit anderen erprobt, korrigiert und realisiert werden kann.

Begibt man sich auf die kritische Frageseite, erscheint die derzeit vorherrschende perfektionierte Lebensgewandtheit als Motor für gesell-

schaftlich-kulturelle Prozesse wenig überzeugend. Obwohl soziale und kulturelle Optionen ein Feld von Ausdifferenzierungen eröffnen, ist es offenbar möglich, diese zu bündeln und insgesamt auf Vereinheitlichung zulaufen zu lassen. Anpassung ist zugleich Abweichung und Angleichung. Wir können notwendige von nicht notwendiger Anpassung abgrenzen. Das Nicht-notwendige der Anpassung setzt aber ein Bewusstsein voraus. Dieses Bewusstsein entwickelt sich aus der Distanz zur Anpassung. Dies ist ein aktiver Vorgang, den wir für unsere Zwecke im Rahmen gegenseitiger Hilfe einordnen. Vereinfacht gesagt, gibt es zwei Spielräume der nicht-notwendigen Anpassung: Wir unterscheiden den Freiraum der Verständigung, der sprachorientiert ist, von dem Freiraum der Veränderung, der situationsabhängig und kulturell bedingt ist. Durch die nähere Bestimmung dieser Freiräume soll deutlich werden, dass wir uns nicht allein auf sprachliche Verständigung verlassen können, wenn wir eine Veränderung erwirken wollen. So können wir uns gegenseitig überzeugen und überreden etwas anders zu gestalten. Die Sprache ist hierbei jedoch nur eine Ebene. Dazu ein Beispiel. Wenn wir sagen, „Zeit ist Geld“, wissen wir sogleich Bescheid. „Zeit ist Geld“, bedeutet gemeinhin, dass wir die Arbeitszeit berechnen oder dass wir der Meinung sind, keine Zeit verlieren zu dürfen, um etwas Bestimmtes zu tun. Um ein distanzierteres Bewusstsein für diesen Satz zu entwickeln, bedarf es jedoch einer kritischen Überprüfung. Der Satz „Zeit ist Geld“ geht nicht mehr in begrifflicher Evidenz auf, wenn wir ihn auf die Möglichkeiten unserer Lebenswirklichkeit beziehen. So können wir uns einen Zeitraum vorstellen, der keine in Geld aufwiegbaren Zeitspannen umfasst. Damit verändern wir die gängige Logik dieses Satzes.³ Der Freiraum, den wir uns selbst als gestaltbaren Lebensraum zugestehen, ist somit ein zu erwerbender Ausdruck individueller Unangepasstheit. Das meint hier eine politische Fähigkeit, zusammen mit anderen einen Freiraum zu entwickeln, der sich im gemeinsamen Denken und Handeln entfaltet. Gelangt man zu einer solchen Auffassung von „Freizeit“ in kleinen Gruppen, verändert sich die Einstellung gegenüber der Lebenswelt.

Individualität geht in einem Gemeinsinn auf, der eigentlich Individualität ausschaltet. Jeder sieht für sich einen spürbaren Unterschied im gesellschaftlichen Feld der Ausdifferenzierung im Vergleich mit anderen aus dem gleichen Umfeld. Doch wenn man sich davon lossagt, und es bleibt keine andere Wahl, als das zu tun, was tritt dann an dessen Stelle? Die vielen

³ Im Abschnitt 3.4 (Instruktionen und gemeinsames Denken) gehe ich noch einmal genauer auf die Rolle der Sprache anhand des „Jüdischen Lehrhauses“ ein. Hierbei grenze ich gemeinsames Denken von der Rhetorik des Überredens oder Intervenierens ab. Zwar überzeugen bzw. überreden wir uns mittels der Sprache bezogen auf reale Situationen, aber wir beobachten auch kritisch die Welt, in der wir leben und in der wir handeln und die wir z.B. zeitversetzt gemeinsam überprüfen können.

Bedenken, die sich melden, sind unüberhörbar. Eine neue Ideologie darf die Lossagung nicht sein. Die gegenwärtige Praxis strotzt geradezu von einem Überlegenheitsgefühl gegenüber jeder Alternative, die, wenn sie die Spielregeln des Systems einhält, natürlich willkommen ist. Dem lässt sich derzeit kein greifbares Argument entgegensetzen. Keine noch so ausgefallene Vision vermag in Konkurrenz zu einem Gesellschaftssystem zu treten, das sich immer ausgeklügelter selbst evaluiert, kapitale Erfolge prämiert, nachhaltige Ziele honoriert und zum medienverstärkten Applaus fähig ist, wogegen die auf Beifall gedrillten Inszenierungen auf Parteitag im alten Ostblock vorsintflutlich anmuten. Was also soll man tun?

Die Überwältigung durch die vorgegebenen Realitäten und Möglichkeiten ist immens. Ganz klein steht man da und fragt sich: wie könnte es anders sein? Will man die vorgesezte Lebensspur verlassen, muss man die Notbremse ziehen. In Schnellzügen gibt es sie noch. Als man die Notbremse einführte, ging man davon aus, dass der Fahrgast im Zweifelsfall selbst über den Fortgang der Reise entscheidet, natürlich unter Strafandrohung bei fahrlässiger Benutzung. Schon bald aber besteht die Gefahr, dass es solche eingebauten Sicherungen, über die man selbst entscheiden kann, nicht mehr geben wird, wie z.B. die ein wenig unpraktischen Alarmknöpfe an Rolltreppen in Kaufhäusern verdeutlichen. Bis man diese meistens viel zu weit entfernten Sicherheitsschalter endlich gefunden hat, ist bereits Schlimmes geschehen. Also werden Notbremsen und Sicherheitsschalter zukünftig automatisiert. Die Notbremse ist schon längst ein nostalgisches Relikt, welches einmal den Ausstieg symbolisierte. Zu bequem ist die Vorstellung, man brauche nur den Sicherungshebel für das eigene Funktionieren zu finden und zu betätigen, als wäre dieser in jeden von uns eingebaut. Schon „automatisch“ greift der Zeitgenosse, wenn es nicht weitergeht, zum „kleinen Hebel“ der betreuten, der in die Bahnen gelenkten Unterbrechung (griech. Diakopes, Urlaub), kauft beispielsweise ein Flugticket, holt den Krankenschein ab oder meldet sich beim Yogakurs an. Das muss als zeitlich befristeter Stopp reichen. In dem Kapitel „Das Man und das Selbst“ werden wir näher darauf eingehen, dass Widerständigkeit auf eine andere Weise reaktiviert werden muss, um eine Bremswirkung gegen den Strom des Unzumutbaren zu entfalten und das normale Durchdrehen zu stoppen. Widerständigkeit und Auflehnung sind abgenutzte Begrifflichkeiten, die bildhaft bloß die Schwere des (arbeitenden, geschundenen) Körpers anzeigen bzw., metaphorisch gesprochen, die Kraft der Standhaftigkeit, eine Veränderung auszulösen. Auf die Stimme des Körpers, der gegen permanente Zurichtung aufbeehrt, muss man weiterhin achten. Das Sensorium hierzu hat sich verändert und die Metapher des Ausstiegs reicht nicht mehr aus. Denn dem Einzelnen stehen bereits Instrumente des Ausstiegs im Prozess der Anpassung zur Verfügung. Wir werden im Abschnitt „Der Ausstieg und das Exil“ darauf näher eingehen.

1.2 Das Individuum und die Gruppe

Gegenüber individueller Verantwortung und Initiative gibt es meiner Meinung nach auch weiterhin keine Alternative. Aber das Individuum steht mit seinen Versorgungsansprüchen unter Legitimitätsdruck. Es muss die Schieflage seines Selbstverständnisses überprüfen und sich fragen, welche Instanz es als Person in der Gesellschaft einnehmen will. Will es aus eigener Kraft einen zivilisatorischen und kulturellen Anspruch definieren? Kann es überhaupt noch autonom sein? Muss es nicht seine vorfabrizierte Grundausrüstung an Bedürfnissen, Wünschen oder Ideen als reale Basis seiner austauschbaren, vereinheitlichten Existenz erst einmal anerkennen, bevor der Gedanke an etwas anderes wach wird? Solche übergeordneten Fragen tangieren mehr oder weniger jeden Zeitgenossen in den westlichen Demokratien und nicht nur dort. Auf die Krise des Individuums gibt es für mich bislang nur eine Antwort: Gegenseitige Hilfe, das heißt die Steigerung des kulturell und genetisch bedingten Gemeinschaftssinnes. Singularität und gemeinschaftsbildende Assoziation bedingen sich wechselseitig. Dieses Wechselverhältnis ist gestört. Denn der Einzelne reproduziert einen Durchschnittswert der Vermassung. Die Endlosschleife der Anpassung funktioniert gut. Von daher ist das Individuum nur noch ein Phantom. Es fügt sich dem Schema des Mittelmaßes. Individualismus kann nur aus sozialer Bindungsfähigkeit erwachsen, wie Dominique Wolton betont.⁴ Gegenseitige Hilfe ist nicht allein schon deswegen notwendig, weil es dazu dient, der Störung von Gemeinschaftsfähigkeit und dem Defizit individueller Souveränität zu begegnen, sondern weil es darüber hinaus eine Idee vermittelt, wie ein erweitertes Bewusstsein des Zusammenlebens zustande kommen kann. Aus der Krise führt nur ein Umdenken. Im Mittelpunkt steht nach wie vor das Individuum. Es muss sich wieder selbst zusammen mit anderen „ins Zentrum“ setzen. Dadurch wird das Wechselverhältnis von Individuum und Gemeinschaft reaktiviert und bereichert. Individuelle Differenz muss den Durchschnittswert der Vermassung ersetzen. Daran führt kein Weg vorbei. Ein Individuum schafft das nicht allein. Der Einzelne portraitiert sich mittels der Gruppe. Im Gruppenbild gibt sich das Individuum zu erkennen. Der Einzelne setzt auf gegenseitige Hilfe, d.h. auf Größe, Großzügigkeit und Freundschaft mit anderen. Deshalb halte ich die Kleingruppe für das geeignete, überschaubare Laboratorium, in dem Zusammenschlüsse im Sinne gegenseitige Hilfe erprobt werden können. Dazu braucht es aber einen Freiraum, der bislang nur unter den Bedingungen von Kunst gesellschaftlich akzeptiert wird. Ob aus den Künsten Impulse dazu erwachsen, wird man sehen.

⁴ Siehe WOLTON, Dominique: Kommunizieren heißt zusammenleben. Dominique Wolton im Gespräch mit Stéphanie Paoli und Jean Viard, Berlin: Avinus Verlag 2010, S.13.

Jedoch ist die Frage zu beantworten, warum gegenseitige Hilfe ein Schlüsselbegriff zur Antwort auf die Krise von Individuum und Gemeinschaft ist. Wie lässt sich das begründen? Formen der Kooperation sind doch nichts Ungewöhnliches. Das Zusammenwirken von Einzelnen in Gruppen hat eine lange Geschichte. Es gibt eine Vielzahl historischer Beispiele, die sich anführen lassen: Verbände, Horden, Clans, Cliques, Gangs, Kolchosen, Kollektive. Die Gruppe ist keine Partei. Sie ist eine notwendige Erweiterung des Individuums. Davon handelt die Neufassung dieses Buches.

Für unsere Betrachtungsweise gegenseitiger Hilfe kann ein älterer Ansatz aufschlussreich sein. 1904 publizierte der russische Anarchist Pjotr Kropotkin einen Gegenentwurf zum darwinistischen Modell, welches zu diesem Zeitpunkt seine Anerkennung gefunden hatte.⁵ Kropotkins Untersuchungen zu „Gegenseitiger Hilfe in der Tier- und Menschenwelt“ beziehen sich u.a. auf biologische Systeme, in denen die Koordination der Gemeinschaft eine überindividuelle Leistung ist. Aus heutiger Sicht ist der Kenntnisstand von Kropotkin überholt. Man kann mit ihm also nicht die Grundlagen des Darwinismus widerlegen, doch man kann in der gegenwärtigen Evolutionsbiologie Argumente für seine Gegenthese der „gegenseitigen Hilfe im Tier- und Pflanzenreich“ finden.⁶ Gegenseitige Hilfe erscheint mir in Anlehnung an Kropotkin eine noch unverbrauchte These, weil es nach wie vor einleuchtet, soziale Hilfestellung und politischen Gemeinschaftssinn auf eine modifizierte, heute angemessene Weise aufeinander zu beziehen. Daraus sind Fragestellungen hervorgegangen, die ich in diesem Buch nach und nach aufwerfe, systematisch entfalte und anhand von Beispielen diskutiere. Sie ziehen sich als kritischer Leitfaden durch alle Abschnitte dieses Buches. Unter den sich verändernden Bedingungen analysiere ich das Für und Wider „gegenseitiger Hilfe“, um Probleme und Perspektiven wechselseitiger Zusammenarbeit, vor allem in Kleingruppen, herauszuarbeiten.

⁵ KROPOTKIN, Peter: Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt, dt. Ausgabe besorgt von Gustav Landauer, mit einem Nachwort neu hg. von Henning Ritter, Grafenau: Trotzdem Verlag 1999.

⁶ Winkler und Seibt schreiben in deutlicher Abgrenzung zu Kropotkins „Gegenseitiger Hilfe“: „Er knüpft lange Betrachtungen und vermenschlichende Wertungen an allerlei Beispiele von Herdenbildung und gegenseitiger Warnung vor Feinden, die ja unter den Tieren unbestreitbar vorkommen, und zwar recht häufig. Freilich ist es mit heutigem Wissen nicht schwer zu zeigen, daß auch hinter diesen Verhaltensweisen nicht eine Tendenz zu gegenseitiger Hilfe steckt, sondern wieder der Eigennutz der Gene. Das Aufregende an der Evolutionstheorie ist ja gerade, daß sie eine einheitliche Erklärung für Kooperation und Konkurrenz anbietet. Das haben Forscher wie GEDDES, THOMPSON, ALLEE und MONTAGU nicht gesehen, die sich seit KROPOTKIN bis in neuere Zeit immer wieder mit den Ursachen tierischer und (menschlicher) sozialer Hilfeleistungen beschäftigt haben.“

WINKLER Wolfgang; SEIBT, Uta: Das Prinzip Eigennutz. Ursachen und Konsequenzen sozialen Verhaltens, Hamburg: Hoffmann und Campe Verlag, S.147.

Ich habe mich auf den sozialen Gemeinschaftssinn des russischen Anarchisten Kropotkin berufen, weil sein Verständnis von Kooperation offen für eine kritische Auseinandersetzung mit anderen Faktoren „gegenseitiger Hilfe“ ist. Wenn es bereits technisch bedingte Kooperationen gibt, spricht alles dafür, auch soziale und kulturelle Formen von Kooperation (wieder) einzubeziehen und anders zu entwickeln. Muss man nicht den längst überfälligen Schritt tun und z.B. die Phantasie von Kleingruppen mit der Kreativität von Netzwerknern zusammen denken? Die Praxis zeigt die Richtung an: So wirkt beispielsweise Facebook, ein technisch-soziales Netzwerk, welches im „arabischen Frühling“ – zwar keine tragende – aber eine medienwirksame Rolle gespielt hat. Jedenfalls lassen die Aktivitäten auf der Straße keine koordinierte Vorgehensweise über technische Kommunikationsplattformen erkennen. Man muss immer genau hinschauen, wodurch welche Aktionsformen in welchen Situationen zustande kommen.⁷ Dass es eine technisch basierte Form des politischen Handelns gibt, die wir in dieser Form bisher noch nicht kannten, ist unbestreitbar und ebenso muss man festhalten, dass in den technischen Mitteln nicht automatisch politisch nutzbare Aktionsformen für Gemeinschaften vorgegeben, also programmiert sind. Zu diskutieren wäre erstens, welche Faktoren netzbasiertes Handeln bestimmen und zweitens, ob soziale und künstlerische Utopien wie die Idee „virtueller Gemeinschaften“ (Ted Nelson, Howard Reinhold) oder die Idee der „sozialen Plastik“ (Josef Beuys) die Vorläufer gewesen sind, die den technischen Plattformen indirekt als Vorbild gedient haben. Beweisen kann man eine solche Übersetzung von Ideen in Technik und deren Gebrauch nicht, denn dann gäbe es einen kulturellen Vermittlungsprozess gesellschaftlicher Kräfte, der als eine flankierende Parallelaktion hinter dem Rücken der Akteure ablaufen würde. Diese struktur- und zeitversetzte Ordnung wäre Teil einer optimistisch konstruierten Realität, die die Zeitgenossen selbst nicht in der Hand haben. Wie auch immer man sich den Gesamtzusammenhang vorstellt, spricht einiges dafür, dass der technische Gebrauch, der eine massenpolitische Aktion auslöst, auf eine Beziehung von Inhalt und technischer Form schließen lässt.

Kommen wir wieder auf Handlungsträger im engeren Sinne zurück. Kleingruppen sind per se keine Vorteilsgemeinschaft für den Einzelnen, der den Ausstieg sucht, aber gegenüber den Vielen, die sehr langsam auf Veränderungen reagieren, können einige Wenige die Prozessgeschwindigkeit erhöhen und die gemeinsame Energie zum Vorteil der Gruppe bündeln. Einen Freibrief für die gesteigerte Kraftentfaltung in der Gruppe gibt es jedoch nicht. Dies muss sich von Fall zu Fall in der personellen Konstellation erweisen.

⁷ Einen medienkritischen Blick finden wir bei Evgeny Morozov: Das Unbehagen an der digitalen Macht, Gespräch von Clay Shirky mit Evgeny Morozov, FAZ, 11.04.2010; <http://www.faz.net/-gqz-yuzg>, Stand: 19.12.2011.

1.3 Anpassung durch Kooperation

Die Zeichen der Zeit sind auf Veränderung gestellt.⁸ Der Kooperationsdruck nimmt ganz allgemein zu, weil die Mechanismen des Wettbewerbs anders geregelt werden müssen: Kooperation zeigt einen Systemwandel des kapitalistischen Wettbewerbs an. Da Arbeits- und Lebensformen verlangt werden, die sich im Prozess flexibel öffnen und schließen, ist die althergebrachte Abgrenzung und Überbietung gegenüber Konkurrenten zu statisch. Kooperation ist dynamisch und wirkt solidarisch. Ist damit nicht alles zum Besten gewendet? Der positive Befund trägt. Um das zu verdeutlichen, möchte ich zwischen gegenseitiger Hilfe und gegenseitiger Behinderung strikt trennen. Während gegenseitige Hilfe eine Form selbstbestimmter bzw. freiwilliger Kooperation darstellt, läuft gegenseitige Behinderung auf verhinderte bzw. verweigerte Hilfe hinaus. Da ich an dem Begriff gegenseitiger Hilfe festhalte, unterscheide ich ihn von kontrollierter Kooperation. Man müsste aufgrund dieser Unterscheidung annehmen, dass gegenseitige Hilfe sowie kontrollierte Kooperation in Abgrenzung zur gegenseitigen Behinderung das gleiche meinen. Meiner Meinung nach stellt jedoch kontrollierte Kooperation nur eine modernere Variante gegenseitiger Behinderung dar. Kontrollierte Kooperation tritt auf eine modifizierte Weise an die Stelle gegenseitiger Behinderung, die keine gegenseitige Hilfe zulässt. Dadurch tendiert kontrollierte Kooperation dahin, sich an den Status Quo anzupassen. Das kapitalistische System kann sich nur durch die Beteiligung der Vielen umstellen bzw. auf eine andere Funktionsweise eingestellt werden. Die Vielen müssen eine selbstverordnete Systemumstellung bewerkstelligen. Hält man an gegenseitiger Hilfe als Alternative für Wenige fest, dann nur, weil gegenseitige Behinderung ausgeschlossen werden soll. Gegenseitige Hilfe verlangt den Ausstieg, Kooperation dagegen ist eine Neuregelung der Vielen, die veraltete Abstimmungen im Modus gegenseitiger Behinderung ersetzt. Kooperation bedeutet soviel wie, etwas nicht allein, sondern mit anderen zusammen zu tun. Ziehen alle an einem Strang, kann das nützlich sein, wie man weiß. Es geht gegenwärtig um eine bestimmte Form der Kooperation, die sich von Arbeits-, Aufgaben- und Kompetenzverteilung im

⁸ Peter Sloterdijk hat einen großartigen Marathon unter dem Diktum des „übenden Lebens“ vorgelegt. Seine Inspektion der Weltgeschichte ist sowohl faszinierend als auch niederschmetternd im Ergebnis. Das geistige Universum erscheint letztlich wie ein großes, leer geräumtes Ausbildungslager. Seine anthropotechnische Durchsicht der Werkstätten, Schulen, Labors etc. erschließt die gesamte Palette alter und neuer, eigener und fremder Selbstformatierungen. Durch eine augenzwinkernde, manchmal humorvolle Formulierungskunst, indem Sprachebenen durch meist aktuelle Vergleiche kombiniert werden, wahrt Sloterdijk Distanz zum Gegenstand seiner gelehrsam

SLOTERDIJK, Peter: Du musst Dein Leben ändern. Über Anthropotechnik, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2009.

Team oder im Prozess von Projekten unterscheidet. Doch schauen wir zunächst einmal nur auf das Diktum der Kooperation an sich. Dies hat Konsequenzen für das Verständnis des Selbst. Gegenseitige Behinderung setzt auf den Alleingang, die Alleinversorgung und den Alleinanspruch. Dieses Selbstverständnis autonomer Organisation steht zur Disposition, wenn es heißt: darum kümmere ich mich selbst, dafür bin ich allein zuständig. Zwar wird die Sorge um sich selbst von der Gemeinschaft aufgefangen, aber der Einzelne meint, er leistet seinen Anteil selbst. Das Selbst ist ambivalent. Einerseits definiert es die Selbstständigkeit, Selbstsorge und Selbstverantwortung des Einzelnen. Andererseits kennzeichnet es die Unselbstständigkeit und die Anpassung, denn der Einzelne ist in einem gesellschaftlichen Netz sozialer, technischer, wirtschaftlicher Versorgung eingebunden, welches ihm immer mehr Leistungen ab-, anstatt dass er diese selbst übernimmt. Das lässt sich wie folgt verdeutlichen. Die ambivalente Bedeutung des Selbst kennt jeder, der im täglichen Einerlei vom Motto des Do-It-Yourself (Mach-es-selbst, sei Herr-deiner-selbst) zu den Versorgungsangeboten „Wir-tun-es-für-Dich“ wechselt. Paradox ausgedrückt: Ein Werbeslogan der Baumärkte, der das Selbermachen in den Vordergrund rückt und soziale Unselbstständigkeit bedingen sich einander.

Es ist ziemlich unwahrscheinlich, dass die alte und neue Herrschaft auf der Basis von gegenseitiger Behinderung und kontrollierter Kooperation zu brechen ist. Aber man muss auch sehen, dass im Begriff der Kooperation ein politischer Hoffnungsschimmer flackert, die Macht der herrschenden Verhältnisse durch eine neue, solidarische Praxis aufzukündigen. Wir werden anhand technologisch bedingter Kooperationen darauf im vierten Kapitel noch genauer eingehen (z.B. „arabischer Frühling“). An dieser Stelle geht es erst einmal darum, das politische Versprechen von kontrollierter und technisch bedingter Kooperation zu überdenken. Denn auch weiterhin werden die Anforderungen gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen durch modifizierte Formen der Kooperation routiniert bewältigt werden. Damit aber die Unterschiede im Umgang mit solchen Anforderungen deutlicher werden, wäge ich zwischen kontrollierter Kooperation und gegenseitiger Hilfe als unterschiedliche Formen der Kooperation ab. Das hat aber den Vorteil, dass dadurch der Begriffsgebrauch beider kritisch reflektiert werden kann. Das Hauptinteresse des Buches gilt einer Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten, die gegenseitiger Hilfe eröffnet. Gegenseitige Hilfe ist der rote Faden, der immer wieder von Nebenlinien durchkreuzt wird, um die Thematik in ihrer Vielschichtigkeit herauszuarbeiten.

Gegen den Optimismus einer Veränderung spricht eine unüberwindliche Abwehrhaltung, alles beim Alten zu belassen. Deshalb habe ich meine Annahmen hinsichtlich des Individuums und seiner Steigerung in der Kleingruppe überprüft bzw. kritisch revidiert. Die Idee des Individuums läuft gegenwärtig ins Leere. Weder (soziale) Solidarität noch kapitalistischer Teamgeist haben organisierte Dummheit und soziale Korruption

verhindern können. Man kann es auch eine Professionalität gegenseitiger Behinderung nennen. Also genau das Gegenteil von gegenseitiger Hilfe. Alle Versuche, die soziale Eindimensionalität zu durchbrechen und durch etwas anderes zu ersetzen, sind nunmehr obsolet. Wollte er sich ändern, der Zeitgenosse, müsste er ein Doppelleben führen, einerseits abgesichert und andererseits frei von Zwängen. Aber wozu letzteres? Mit welchem Konzept?

Das Vorteilsdenken – das Faust-Recht auf persönliche Durchsetzung in allen Belangen – hat die Gegenwart zu einer Bühne des Egoismus gemacht. Diese Bühne bedient sich sowohl der Vergangenheit als auch der Zukunft. Auf dieser Bühne wird nur noch ein Stück aufgeführt, ein lustiges „Endspiel“, in dem es nur eine Dramaturgie gibt, den hedonistischen Durchschnittswert des Konsumenten. Der Schizo-Zeitgenosse feiert seine Befriedigung wie ein Abhängiger. Aber von was? Das Maß des Konsums, die Dosierung des Hinzugewinns zeigt den Stand des Individuums wie bei einem Gasometer an: mal weniger, dann wieder mehr. Der Verbrauch an sich selbst und den Dingen pendelt hin und her; er macht die Protagonisten so widerlich. Ein Gespür für solche Unsinnigkeit ist da. Es heißt Ekel und Scham. Unter der Kruste des Geschmacks gibt es noch so etwas wie Empfindsamkeit. Abjektion ist die Gegenseite des sinnlichen Einverständnisses mit der konsumistischen Welt.⁹ Dass der Widerwille durch eine physiologisch bedingte Überempfindlichkeit reflexartig hervorgerufen werden kann, ist bekannt. Nicht aber, dass jämmerliche Üppigkeit Ekel erzeugt, der sich auf einem anderen Niveau als ein Brechreiz oder Abwehrmechanismus befindet.

Obwohl im durchästhetisierten Alltag und der schönen Warenwelt alles so picobello daherkommt, erstirbt beim ständigen Anblick dieser Dinge jede Lust auf Mitkonsum. Die Wunschlandschaften sind abschreckend. Warum noch dieses oder jenes? Jede Freude wird von einem Gefühl der Abscheu, der Sinnlosigkeit im Keim erstickt; jede Reise endet an der Kasse eines Supermarktes; jedes Extrem kippt in sein Gegenteil. Habenwollen in Widerwille. Überfluss in Überdross. Alles ist anders als das, was wir bisher kennen, wenn Überdross und Übellaunigkeit sich einstellen. Es ist also kein bloßer Reflex. Man darf die Politik der Abwehr nicht mit dem Aschermittwoch verwechseln. Es darf auch nicht als eine Wiederauflage puritanischer Enthaltbarkeit oder als ökologisches Aufbegehren missverstanden werden. Denn das ist nicht gemeint. Wer sich mit Abscheu abwendet, übt sich nicht in Entsagung oder Enthaltbarkeit, sondern im Verlangen nach dem schier Unmöglichen, wie wir anhand des Begriffs der Meditation noch besprechen werden. Während gegenseitige Hilfe unstillbare Vitalität erfordert, stellt gegenseitige Behinderung einen kollektiven Rausch dar, der den Selbstbetrug für den Einzelnen dosiert. Und so fragt man sich: Spiele ich mit?

⁹ Zur Abjektion siehe: KRISTEVA, Julia: Powers of Horror. An Essay on Abjection, translated by Leon S. Roudiez, New York: Columbia University Press 1982.

1.4 Notwendige Kooperation und die Offenheit der Hilfe

Robert Axelrod geht in seiner Studie „die Evolution der Kooperation“ von dem sogenannten „Gefangenendilemma-Spiel“ aus. Wir greifen dieses Spiel als ein Modell zur Verdeutlichung von Kooperationsmustern auf. Mittels dieses Spieles, welches um 1950 erfunden wurde,¹⁰ wird zwischen Kooperation oder Defektion unterschieden, zwischen Personen, die kooperieren oder nicht. Es gibt zwei Spieler, die zwei Entscheidungen haben, entweder zu kooperieren oder dies zu umgehen. Man kann dadurch das Verhalten von Spielern formalisieren und dieses Beziehungsmuster auf beliebige Situationen übertragen. Worin besteht nun das Dilemma? „Das Dilemma liegt darin, daß es für jeden Spieler, unabhängig vom Verhalten des anderen, vorteilhafter ist, zu defektieren, daß jedoch beiderseitige Defektion für jeden Spieler ungünstiger ist als wechselseitige Kooperation.“¹¹ Man muss diesen Vorgang noch weiter von der formalen Seite her betrachten. Es ist ja bloß ein Spiel, das ausgedacht wurde, um das Entscheidungsverhalten logisch zu betrachten. Aber es ist eben auch ein Spiel, welches jeder der beiden Spieler gewinnen will. Wie aber gewinnt man? Was ist die beste Strategie? Wie reagiert der eine Spieler auf den anderen? Wir haben es mit drei Typen oder drei Strategien zu tun: Den notorischen Kooperationsverweigerer (Defektion), den Kooperationsbflissenen (Kooperation), den Kooperationsabwägenden (Wie Du mir, so ich Dir).

„Zwei Egoisten, die das Spiel einmal spielen, werden also beide ihre dominante Strategie, nämlich Defektion wählen und jeder wird als Ergebnis weniger bekommen als das, was beide bei wechselseitiger Kooperation hätten erhalten können.“¹²

Würden sie jedoch dieses Spiel öfter und länger spielen, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass sich der Spielausgang verändert. Denn die Logik dieses Spiels ist eine andere, als die des Schachspiels, wo jeder Zug mit dem bestmöglichen Gegenzug beantwortet wird. Das heißt, man kann beim Schach vorausplanen, was die besten Züge bzw. Gegenzüge sind, dies muss man auch, sonst wird man von dem Gegenspieler geschlagen. Sind beide „gleichstark“, endet das Spiel unentschieden. Die Einbeziehung der anderen Seite ist für den Mitspieler im Gefangenendilemma offen. „Anders als beim Schach kann ein Spieler beim Gefangenendilemma nicht sicher annehmen, daß der andere ihn schlagen will.“¹³

In der Logik dieses Spiels ist Kooperation ein Problem, welches sich aufgrund formalisierbarer Motive und Interessen hervorragend, z.B. für

¹⁰ Siehe AXELROD, Robert: Die Evolution der Kooperation, München, Wien: R. Oldenburg Verlag 1995, S.22.

¹¹ Ebda., S.9.

¹² Ebda., S.7.

¹³ Ebda., S.13.

psychologische Untersuchungen, eignet. „Die Untersuchung, wie Individuen sich in Verfolgung ihrer eigenen Interessen verhalten, ermöglicht die Aufdeckung der Folgen für die Gruppe insgesamt. Dieser Ansatz leistet mehr als ein Verständnis der Perspektive des einzelnen Spielers. Er liefert auch eine Einschätzung der erforderlichen Maßnahmen, die die Stabilität wechselseitiger Kooperation in einem gegebenen Bereich fördern. Das vielversprechende Resultat ist, daß die Evolution der Kooperation beschleunigt werden kann, wenn vorausschauende Beteiligte die Fakten der Theorie der Kooperation kennen.“¹⁴

Ergänzend zu dem Gefangenendilemma-Spiel ist an dieser Stelle ein Experiment mit Schimpansen, das in Uganda durchgeführt wurde, aufschlussreich. Folgender Versuch wurde vorgenommen: Schimpansen sollen lernen zu kooperieren. Vor einem Käfig (Versuchsraum) steht ein mit Futter versehenes Holzbrett, das links und rechts Befestigungen hat, durch die zwei Stricke gezogen sind. Die Stricke sind so lang, dass ein Affe beide Strickenenden fassen und die Futterkiste zu sich heranziehen kann. Ist die Futterkiste zu weit entfernt, kann ein einzelner Schimpanse die Stricke nicht allein fassen. Es braucht in diesem Fall Hilfe. Damit die Stricke in den Befestigungen bleiben, ist er bereit, einen benachbarten Affen in den „Versuchsraum“ zu lassen und dazu zu gewinnen, ein Strick zu übernehmen und mit ihm gemeinsam die Kiste an den Käfig heranzuziehen. Einer der beiden Affen mag aufgrund der Initiative dominanter sein als der andere. Er kann zuerst fressen etc. Die Belohnung ist der Antrieb, diese muss geteilt werden, irgendwie. Im Grundsatz wäre damit „gleicher Lohn“ für beide gegeben.¹⁵ Es ist davon auszugehen, dass Schimpansen über diese Fähigkeit der Kooperation bereits genetisch verfügen, und wir Menschen diese Fähigkeit von einem gemeinsamen Vorfahren übernommen haben.

Mit anderen Worten: Verändern sich elementare Voraussetzungen der Selbstvorsorge, müssen andere Strategien der Selbstbehauptung erprobt werden. Folgt man diesem Szenario, ist Kooperation im Verteilungskampf notwendig.

Seit dem Scheitern des Sozialismus im ehemaligen Ostblock und den Erkenntnissen der Evolutionsbiologie über die Verhaltensgrundlagen der Spezies Mensch ist der Begründungsspielraum für alternative Entwürfe eng geworden. Zwar fehlt es nicht an Umbauphantasien für den flexiblen Menschen heute, aber daraus lassen sich noch keine Strategien für Veränderungen ableiten. Sie bleiben meistens auf dem Niveau von Durchhalteparolen wie „lebenslanges Lernen“ oder dem Hauruckmotto „Ändere Dein Leben“ stehen. Die Frage ist, ob das herrschende Dogma sozialer Anpassung wirklich so stichhaltig ist, wie es den Anschein hat.

¹⁴ Ebd., S.21f.

¹⁵ Siehe: mpg.de/521247/pressemitteilung200603021; Stand: 15.12.2010.

Was sich soziale Gemeinschaften zutrauen zu sein, wird nicht vom Status Quo lahmgelegt, sondern von der Unfähigkeit, diesen angemessen zu analysieren und zu ändern.

Kropotkins Modell „gegenseitiger Hilfe“ ist in der Fortführung aktuell, wenn man andere theoretische Entwicklungen mit einbezieht. So spricht es ein allgemeines Prinzip der Organisation in Systemen an. Der Begriff „Hilfe“ ist weiter zu fassen. Er betrifft z.B. den wechselseitigen Ausgleich in Systemen. Seine Verwendung richtet sich danach, wie man die Struktur kooperativer oder kommunikativer Beziehungen beschreibt. „Gegenseitige Hilfe“ ist von dem diffusen Bedürfnis nach Vorlieben, Sympathien, Kontakten oder Verbindungen zu unterscheiden. Gemeint ist vielmehr ein Denkmodell für soziale, politische und kulturelle Beziehungen, deren Gefüge dynamisch sind. Man kann das Denkmodell der „gegenseitigen Hilfe“ auf ganz unterschiedlichen Ebenen und in verschiedenen Disziplinen anwenden, um die Beziehung der jeweiligen Systemkomponenten aufzuzeigen. „Gegenseitige Hilfe“ ist eine notwendige Funktionseigenschaft von Elementen, um mit anderen Elementen durch Reaktion oder Interaktion in Kontakt zu treten. Nicht unproblematisch ist die Bewertung dieses Prinzips. Man kann den Vorgang „der Hilfe“ als systemischen Ausgleich oder Balance auffassen. Die Frage ist dann, was man unter Ausgleich versteht. Werden in einem Modell Defizite ausgeglichen, möchte man natürlich wissen, warum der ausgleichstiftende Vorgang in dieser Weise nötig ist.

1.5 Das Programm gegenseitiger Unterstützung

Meine These ist, dass gegenseitige Hilfe eine Idee des gemeinsam zu gestaltenden Zusammenlebens anbietet. Wir werden das in unseren Ausführungen anhand von Beispielen diskutieren, modellartig verdichten und so ein Programm für kleine Netzwerke entwerfen, in denen das Individuum verstärkt mit anderen zusammen operieren kann. Gegenseitige Hilfe wird in Mitteleuropa vorerst ein Gegenprogramm bleiben, denn die Weichenstellung zwischen kontrollierter Kooperation und gegenseitiger Hilfe ist bereits vollzogen: Wandlung durch Anpassung scheint sich gegenüber Umwandlung gegenwärtig durchzusetzen.

Das Szenario der Weichenstellung lässt sich wie folgt beschreiben: Gegenseitige Behinderung schaltet von statischer auf flexible Anpassung um. Dadurch verändert sich der Charakter gegenseitiger Behinderung. In den Vordergrund rücken kontrollierte Aufforderungen zu gemeinschaftlichem Handeln, während überholte Schemata der Anpassung in den Hintergrund treten.

Diesen Wandlungsprozess muss man sich noch etwas genauer anschauen. Was ist der entscheidende Antrieb für diese Veränderung? Die Grundeinsicht angesichts globaler ökologischer, ökonomischer und kultureller Erschütterungen lautet: Es gibt mehr als die Produktion von Bedürfnissen. Wie aber

bestimmt man das Mehr? Dazu bieten sich eine Reihe von Antworten an. Sie unterscheiden sich in der Verortung des Mehr. Man kann das Mehr innerhalb oder außerhalb der Produktion von Bedürfnissen ansiedeln. Wird das Mehr auf die realen Grenzen z.B. des Wachstums bezogen, muss es sich z.B. ökologischer und ökonomischer Kritik beugen. Aus dem Immer-noch-mehr wird ein nachhaltiges Mehr. Das ist die eine Seite. Auf dieser Seite steht die Mehrheit. Auf der anderen Seite befindet sich eine kleine Minderheit. Sie fragt danach, woher dieses Mehr kommen soll. Der bekannteste Vertreter dieser Minderheit in Deutschland ist Jürgen Habermas. Seine Argumentation geht von der Überlegung aus, was dem Mehr fehlt.

Was fehlt? Das Mehr ist zu wenig. Es ist mangelhaft. Habermas be ruft sich deshalb auf ein Außerhalb des Mehr, auf einen Bereich der Wirklichkeit, der hinzuzudenken ist. Seine Kritik des Mehr verweist auf einen Mangel, der nur durch ein Meta zur Realität und aus der Tradition heraus gedacht werden kann. Seiner Meinung nach reicht die Umschaltung auf ein nachhaltiges, also vernünftigeres Mehr nicht aus. Er schreibt: "Gleichzeitig verfehlt die praktische Vernunft ihre eigene Bestimmung, wenn sie nicht mehr die Kraft hat, in profanen Gemütern ein Bewußtsein für die weltweit verletzte Solidarität, ein Bewußtsein von dem, was fehlt, von dem, was zum Himmel schreit, zu wecken und wachzuhalten."¹⁶

Habermas drängt auf die Erschließung eines Defizits, das in der Überfülle gesellschaftlicher Produktion ausgeblendet ist, und er verweist u.a. auf kirchliche Heilsverwaltungen, die keine nachhaltigen Ressourcen der Vernunft mehr sind. Er steht in Opposition zur Modernisierung und Verteilung des Mehr. Seine Kritik ist gut gemeint. Sie lässt sich vereinnahmen. Denn das, was zum Himmel schreit, ist die Umschaltung des gesellschaftlichen Betriebssystems: Von gegenseitiger Behinderung auf kontrollierte Kooperation der Vielen. Ein Indiz dafür wäre, dass die Profanisierung des Glaubens an etwas vom Sozialen auf das Technische übergegangen ist.¹⁷ So wird der Zusammenhalt von Gemeinschaften in Gesellschaften technologisch hergestellt. Solidarität wäre demnach eine technisch hergestellte Verbindung. Sie spiegelt sich nicht mehr in der Denkfigur des gemeinsamen Handelns, sondern äußert sich in der Verschaltung global verstreuter Netzwerke. Auf der Grundlage vorfabrizierter Plattformen entstehen andere Formen von Nutzergemeinschaften. Die Nutzergemeinschaften partizipieren an einer technologisch hergestellten Form von Öffentlichkeit. Während sich Habermas' Vorwurf an das Weltgewissen richtet, gibt es bereits lokal handelnde Akteure, die nicht nur den Status Quo in ihrem Umfeld verändern können, sondern auch eine andere Form des Weltgewissens herstellen.

¹⁶ HABERMAS, Jürgen: Ein Bewußtsein von dem, was fehlt, in: REDER, Michael; SCHMIDT, Josef: Ein Bewußtsein von dem, was fehlt. Eine Diskussion mit Jürgen Habermas, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2008, S.30f.

¹⁷ Die soziale Frage des 19. Jahrhunderts hat sich aber nur auf eine technische verlagert.

Gegenseitige Hilfe – wie wir sie hier postulieren – will wirklich und nicht nur metaphysisch mehr: Sie steht für die Aufhebung gegenseitiger Behinderung und wendet sich gegen eine angepasste, kontrollierbare Kooperation. Sie schlägt eine Verwandlung herrschender Zustände durch Nähe und Offenheit vor. Selbst- und Fremdhilfe sollen in Kleingruppen organisiert werden. Einschließen ließe sich an dieser Stelle das Wort von Josef Beuys, dass eine politische Veränderung – jenseits von Sozialismus und Kommunismus – allein in Kleingruppen durchführbar sei.¹⁸ Dem ist zuzustimmen. Damit geht Beuys über die Rolle der Künstler im kapitalistischen Kunstsystem weit hinaus. Wir werden darauf in einem der letzten Abschnitte des Buches eingehen. Doch zunächst wenden wir uns wieder der Geschichte künstlerischer Kooperationsformen sowie allgemeinen Gesichtspunkten gegenseitiger Hilfe zu. Dazu gibt es aus dem letzten Jahrhundert erste Beispiele aus dem Bereich der bildenden Kunst. Dort sind Formen gemeinschaftlicher Selbsthilfe erprobt worden. Das kann man aufgreifen, mit aktuellen Erprobungsformen unterschiedlichster Art verbinden und für Personenkreise öffnen, die Ideen zum Gemeinschaftssinn praktisch umsetzen wollten. Trotz ihrer Randexistenz ist gegenseitige Hilfe eine realistische Option, vorgelebt in Künstlergruppen, wie noch zu zeigen sein wird. Sie kann zeitversetzt, eingefaltet neben gängigen Lebensformen bestehen. Der besondere Akzent liegt in einer Wechselbeziehung von künstlerischen, sozialen und technologischen Entwicklungen. Mehrere innovative Stränge greifen hier ineinander. Ich möchte dieses Mehr vom „Habermas’schen Zuwenig“ abgrenzen. Das Mehr ist kompromisslos, weil es die Illusion einer solidarischen Gemeinschaft ausschließt: Durch einen kritisch aufgeklärten Umgang mit Konsum, Politik und Banken etc. werden die Basisstrukturen gegenwärtiger demokratischer Gesellschaften nicht verändert.¹⁹ Das Basteln an einem guten Gemeinschaftssinn bringt keine anderen Gesellschaftsformen hervor, wie es die hier angemerkten Autoren vorschlagen.

Damit ist das hier zu diskutierende Spektrum abgesteckt: Gegenseitige Behinderung schaltet um auf kontrollierte Kooperation. Kontrollierte Kooperation ist selbst nicht wahrnehmbar. Sie wird an Orten des Zusammenseins erworben: Zuhause, in der Schule oder an der Universität und am Arbeitsplatz. In der Schule geht es um messbare Leistungen, ebenso im Büro. Seien es Mitschüler oder Kollegen am Arbeitsplatz oder sei es die Zusammenarbeit mit anderen Netzwerkteilnehmern, stets ist jeder für sich als Person gefordert und hat dabei eigene, gemeinsame und fremde Anforderungen zu erfüllen. Dem persönlichen Innen- entspricht ein gesellschaft-

¹⁸ Josef Beuys am 30. Mai 1984 in der Diskussion im Anschluss an die Performance Coyote III in der Asahi Hall in Tokio, Videoaufzeichnung.

¹⁹ DUCHROW, Ulrich; BIANCHI, Reinhold; KRÜGER, René; PETRACCA, Vincenzo: Solidarisch Mensch werden. Psychische und soziale Destruktion im Neoliberalismus – Wege zu ihrer Überwindung, Hamburg: VSA-Verlag 2006, S.410.

licher Außendruck. Eine gemeinsame Orientierung wird nicht erlernt und auch nicht praktiziert. Die Entscheidung, die Regie im eigenen Leben zu übernehmen, ist da, aber der Spielraum ist minimal. Das will in der Regel der Einzelne, der Navigator seines Geschickes ist, nicht wahrhaben. Wahrscheinlich liegt das daran, dass sich fast alle Zeitgenossen in dem Wahn wiegen, Herr ihrer Lebenspolitik zu sein. Der Erfolg gibt ihnen scheinbar Recht. Von daher verfällt niemand auf die Idee, den gesellschaftlich zugebilligten Spielraum in Frage zu stellen. Entweder es klappt, und man hat Glück, oder es funktioniert nicht und man fällt aus der oberen Glücksliga des Lebens heraus. Erfolg ist eine Plakette für Anpassung: Eigentlich sind fast alle Versager, aber die Vorzeige-Glückspilze lenken geschickt von der allgemeinen Verblendung ab. Fragt man in die Masse der Spielraum-Navigatoren hinein, wird man kaum eine reflektierte Antwort über die eigene Bilanz erhalten. Jeder rechnet im Kleinen auf Kosten anderer ab. Das bleibt nicht unverborgten und wird in vertrauten Bereichen etwa der Familie bzw. im Freundeskreis kommuniziert: Jeder weiß, wo er steht; jeder weiß, was er lebens technisch erwirtschaftet. Zufriedenheit schafft das nicht immer. Da man aber in einer Masse Gleichgesinnter eingepfercht ist, fällt dies nicht sonderlich auf. Es geht allen mehr oder weniger so. Man lernt die Kunst des Darüber-hinweg-sehens. Zumindest, was den Spielraum unausgeschöpfter eigener Möglichkeiten anbelangt, erreicht die persönliche Lebenskurve schnell einen abrupten Knick. Durch Unempfindlichkeit oder Abstumpfung wird die soziale Haut der Zeitgenossen dicker. Soziale Intelligenz wird abgeblockt. Persönliche Kreativität tritt zurück und die Kooperationsbereitschaft nimmt ab. So entsteht ein individueller Schutzschirm, der sich gegenüber allen Zumutungen und Aufdringlichkeiten von außen zur Wehr setzt. Dieser fällt ganz sicher nicht vom Himmel der Gene, die die Politik der Gleichgültigkeit auf kompromisslosem Niveau zu verantworten haben, sondern resultiert aus handfesten Interessen, die durch gesellschaftliche Rahmenbedingungen geschützt werden.

Gegenseitige Hilfe grenzt sich bewusst von diesen Tendenzen ab und entwickelt ein Programm für eine andere Kultur des Miteinanderseins. Unsere Auseinandersetzung legt also den Schwerpunkt auf eine Kooperationspraxis gegenseitiger Hilfe, das heißt auf Minderheiten, auf Kleingruppen, die sich verbindlich und selbstbestimmt weiter entwickeln, die politische Kompetenzen erwerben. Damit stärken sie die demokratische Basis, dynamisieren sie politische Willensbildungen, tragen sie dazu bei, dass viele Minderheiten entstehen.²⁰ Sie sind die Voraussetzung einer mehr direkten Demokratie, die qualitative Impulse setzt. Die quantitative Mehrheitsdemokratie mit ihren Quoten und ihrem Abni-

²⁰ Plädoyer für das Einmischen, Stärkung der Basis, Selbstverschuldung, wenn man nicht aktiv wird: SCHUHMANN, Harald: Schauspiel der Ohnmacht, in: Der Tagespiegel, Nr. 20 551, 7. März 2010, S.8.

cken ist absurd und scheint einerseits lernfähig, wenn man die Nationen und Kulturen übergreifende, technologisch basierte Weltgemeinschaft mit Satellitenschüsseln und Internetanschlüssen bedenkt, andererseits aber lernunfähig, die Voraussetzungen für ein eigenständiges Handeln und Denken aufzugreifen und differenziert zu verändern. Das sollte man beachten und als eine Chance bewerten: In der Kleingruppe findet der Einzelne seine Stimme im direkten Austausch mit anderen. Die Abgabe und die Weitergabe der „Stimme“ sollte gerade angesichts der sich wandelnden Praxis des medial-repräsentativen und zunehmend virtuell übertragenen Mandats mitbedacht werden.²¹ Direkte und indirekte Stimmabgabe erhalten in Kleingruppen, die sich zum technologischen Stand der Stimmabgabe verhalten können, eine interessante Herausforderung.

²¹ HEINIRCHS, Johannes: Demokratiemanifest für die schweigende Mehrheit, Varna, München, Essex u.a.: STENO Verlag 2005, S.96.

2 MEME, GENE UND CODES

2.1 Gene helfen, sind aber egoistisch

Warum muss der Begriff des Ausgleichs auf die Aufhebung eines Mangels funktional eingeschränkt werden? Überträgt man diese Frage auf den Bereich der Kultur wird der Zusammenhang deutlich. Die gängige gesellschaftliche Vorstellung von Kultur ist Kompensation oder Sublimierung. Kultur gleicht gesellschaftliche Defizite aus, die aufgrund von Zwängen und Regeln zur Aufrechterhaltung des Gesamtsystems notwendig sind. Aufgrund der gesellschaftlichen Arbeitsteilung kompensiert die Kultur seit dem 19. Jahrhundert gesellschaftliche Mängel. Will man also gegenseitige Hilfe auf gegenwärtige Problemlagen beziehen, kommt man nicht umhin, die funktionale Reduktion von Kultur und Kunst einzubeziehen. Hier liegt die Hauptschwierigkeit, die Sackgasse der Surrogatfunktion oder Alibifunktion arbeitsteiliger Systeme zu verlassen. Bevor die Attraktivität gegenseitiger Hilfe als Modellanreiz weiter verfolgt wird, sollte auch die populäre Gegenseite, in Form von Kooperation bzw. gegenseitiger Behinderung zu Wort kommen.

Blendet man einmal die kulturellen und gesellschaftlichen Errungenschaften aus, schaut man also nicht auf das, was es an kulturellen Leistungen bis hin zu universellen Gesetzeswerken gibt, bleibt allein die Grundausrüstung der biologisch erkennbaren Natur des Menschen zurück. Wie ist es mit dieser bestellt? Richard Dawkins Antwort ist eindeutig: Das menschliche Gen ist egoistisch.²² Es bestimmt alles andere: Lebewesen sind letztlich nur die Hülle für die Aufrechterhaltung und Interessen des Gens. „Dadurch, daß die Gene diktieren, auf welche Weise die Überlebensmaschinen und ihre Nervensysteme gebaut werden, üben sie die entscheidende Macht über das Verhalten aus. Aber die von einem Augenblick zum anderen zu treffenden Entscheidungen über das, was als nächstes zu tun ist, werden von dem Nervensystem getroffen. Die Gene entscheiden im wesentlichen die Taktik, welche der Körper anzuwenden hat, das Gehirn ist das ausführende Organ.“²³ Auch wenn Joachim Bauer zu Recht darauf hinweist, dass das „egoistische Gen“, mit dem Richard Dawkins eine Kommandozentale

²² DAWKINS, Richard: Das egoistische Gen, Berlin, Heidelberg: Springer Verlag 1978, S.4.

²³ Ebda., S.71.

im genetischen Bauplan nahelegt, reine Phantasterei ist.²⁴ Da aber die rhetorische Dynamik von Dawkins auf der sozialen Ebene von Gemeinplätzen besonders gut greift, weil sie gängige Vorurteile zu modifizierten Zwecken prägnant formulieren, möchte ich Dawkins' Wirkung auf keinen Fall unterschätzen und die Auseinandersetzung noch ein Stück weit vorantreiben.

Die Vorstellung einer ungehemmten Interessensmotivation wird von der Evolutionsbiologie weiter untermauert. Auf jeden Fall ist es konsequent und „hilfreich“, einmal die Perspektive des „egoistischen Gens“ einzunehmen. Solange der „gesellschaftliche Krieg“ aller gegen alle, in dem jeder für sich seinen Platz erkämpft, nicht in Zerstörung aller übergeht, hat ein „egoistisches Gen“ mit einer eingebauten Sicherung gegen Totaldurchsetzung gesellschaftliche Vorteile, denn im harten Wettbewerb ist der Interessensdruck des einzelnen Gens eine treibende Kraft für den Fortschritt aller. Das „egoistische Gen“ wäre im Umkehrschluss ein Segen für alle, die von der Dominanz einiger weniger profitieren.²⁵ Indirekt erlaubt die genbedingte Sichtweise die Partizipation aller an kulturellen Errungenschaften. Egoismus schlägt in Altruismus um: „Der Biowissenschaftler“ meint, er entschlüssele den genetischen Bauplan, was teilweise auch stimmt, aber auf der Ebene der Übertragung, die davon zu trennen ist, suggeriert er uns allen eine sozial sich entfaltende Beziehung des genetischen Codes zum gesellschaftlichen Leben. Ironischerweise hat jedoch der Fahrplan des Gens im Medium der (wissenschaftlichen) Sprache ein eigenständiges, abrufbares Gedächtnis erhalten: Aus der Perspektive der Sprache und damit dem kulturellem Gedächtnis ist das „egoistische Gen“ domestizierbar.

Zuzugeben wäre aus evolutions-biologischer Sicht eine Koevolution der beiden Kulturen (Natur- und Geisteswissenschaften, P.C. Snow) und eine Interaktion von Genen und Umwelt: „Das Kausalnetz der genetisch-kulturellen Evolution ist sehr viel komplexer geflochten – und auch wesentlich interessanter. Tausende von Genen legen das Gehirn, den Sinnapparat und all die anderen physiologischen Prozesse fest, die mit der materiellen und sozialen Umwelt interagieren, um die ganzheitlichen Fähigkeiten des Verstandes und damit Kultur zu produzieren. Und durch natürliche Auslese bestimmt letztlich die Umwelt, welche Gene die Prä-

²⁴ BAUER, Joachim: Das kooperative Gen. Evolution als kreativer Prozess, München: Heyne Verlag 2010, S.37.

²⁵ Das Gen hat Konjunktur. Dazu ein jüngeres Beispiel: „Derzeit laufen an Tausenden von Instituten auf der ganzen Welt experimentelle Untersuchungen und Computeranalysen, die zu klären versprechen, was in den 1,5 Prozent unseres Genoms geschieht, die nicht für Proteine kodieren. Nach ‚Schrott‘ sieht dieser Anteil jedenfalls von Tag zu Tag weniger aus.“

POLLARD, Katherine S.: Was uns vom Affen wirklich unterscheidet, Der feine Unterschied, in: Was uns zu Menschen macht, Spektrum der Wissenschaften, Juli 2009, S.62.

skription vornehmen.“²⁶ Ist das Gehirn ein brauchbarer Begriff für kollektive Tätigkeit, kann man es als Metapher sowohl für kulturelle als auch technische Leistungen visionär verallgemeinern. Ins Utopische gewendet geht der Vorschlag von Francis Heylighen. Mit Bezug auf die kollektive Tätigkeit in der Nutzung des Internets spricht Heylighen von einem weltumspannendem Nervensystem: „'Globales Gehirn' heißt das entstehende intelligente Netzwerk, das aus allen Menschen auf diesem Planeten besteht, mitsamt den Computern, Datenbanken und Kommunikationsverbindungen, die alles miteinander verknüpfen. Dieses Netzwerk ist, ähnlich wie das menschliche Gehirn, ein enorm komplexes, selbstorganisierendes System, das Informationen verarbeitet, Entscheidungen trifft, neue Zusammenhänge begreift und auf neue Ideen kommt. Es übernimmt die Funktion eines Nervensystems für die ganze Menschheit.“²⁷ Kritisch ist anzumerken, dass die Übertragung vom Gen auf das Gehirn und von dort auf soziale, kulturelle und technologische Systeme zwar logisch, aber nicht zwingend erscheint. Unsere Kritik lässt sich mit ein paar Fragen zusammenfassen:

Warum soll aus der Abbildung einer Funktion im Kleinen eine im Großen folgen? Ergeben sich aus dem Bauplan und der Tätigkeit des Gehirns zulässige Verallgemeinerungen, die als Metaphern für andere Bereiche gelten könnten? Sind Übertragungen von niedrigen zu höherwertigen Systemen statthaft? Die Ausweitung des menschlichen Nervensystems auf Medien und Technik wurde bereits von Marshall McLuhan behauptet. Uns interessiert hier die strategisch nutzbare Metaphorik, die wir bei offenen Systemen exemplarisch vorfinden: Das egoistische Gen [(Richard Dawkins), Superorganismus (Francis Heylighen), Audienzsaal des Geistes (John Locke), Weltgeist (Georg Wilhelm Friedrich Hegel), Weltgehirn (H. G. Wells), Noosphäre (Teilhard de Chardin), soziales Gehirn (Howard Bloom), Metamensch (Gregory Stock), Superwesen (Valentin Turchin), kollektives Bewusstsein (Pierre Lévy), Weltseele (Peter Sloterdijk), Autopoiesis (Umberto Maturana), global brain (Gregory Bateson)] und so weiter bis hin zur Metapher der Netzwerke und des Hypermediums etc. Zwischen diesen begrifflichen Verallgemeinerungen sind große Unterschiede hinsichtlich der erkenntnistheoretischen Position zu konstatieren. Dennoch gibt es strukturelle Gemeinsamkeiten, die darin bestehen, einen Zusammenhang, ein Ganzes absolut, total oder relativ zu erfassen. Relativierend wäre eine Perspektive, die wir hier anhand von Kleingruppen vertreten. Die vernetzte Eingebundenheit in der Tätigkeit von Kleingruppen weist zwar auf übergeordnete Zusammenhänge hin, aber man kann nicht wissen, wie das Ganze funktioniert.

²⁶ WILSON, Edward O.: Die Einheit des Wissens, Berlin: Siedler Verlag 1998, S.184.

²⁷ HEYLIGHEN, Francis: Das globale Gehirn als neues Utopia, in: MARESCH, Rudolf; RÖTZER, Florian (Hg.): Zukunftsfiguren des 21. Jahrhunderts, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2004, S.94.